

EDGAR WALLACE

Die Tür mit den sieben Schlössern

Die Bande des Schreckens

Der Doppelgänger

### *Buch*

Die Tür mit den sieben Schlössern

Als Dick Martin, Kriminalbeamter bei Scotland Yard, die Tür seines Kleiderschranks öffnet, ist er nicht wenig erschrocken. Denn ihm fällt die Leiche eines Mannes entgegen. Der Tote ist Lew Pheeny. Aber kannte er das Geheimnis der Tür mit den sieben Schlössern? Mußte er deshalb sterben?

Die Bande des Schreckens

Clay Shelton ist tot. Gehängt. Und doch scheint es, als lebe er noch. Alle, die Sheltons Tod verursachten, traf sein Fluch: den Staatsanwalt, den Richter, den Henker. Auch sie mußten sterben. Als einziger ist noch Inspektor Long von Scotland Yard am Leben, der Shelton gejagt hatte. Kann er der Rache des Toten entgehen?

Der Doppelgänger

Ein Gauner mit einem außergewöhnlichen Talent macht die Straßen von London unsicher. Er kann sich in jeden beliebigen Menschen verwandeln und so in dessen Leben schlüpfen ...

### *Autor*

Geboren wurde Edgar Wallace 1875 als unehelicher Sohn eines Schauspielers. Er wuchs in armen Verhältnissen auf, blieb ohne Schulabschluss und hielt sich mit Gelegenheitsjobs wie Milchhändler, Mauergehilfe oder Zeitungsverkäufer über Wasser. Schließlich begann er kleine Artikel für die Zeitung zu schreiben. Mit Erfolg: Er arbeitete sich hoch bis zum Chefredakteur. Später lebte er als freier Schriftsteller und schrieb Sachbücher, Lyrik und Theaterstücke, 1904 schließlich seinen ersten Krimi (»Die vier Gerechten«) – das Debüt einer beispiellosen Karriere. Edgar Wallace verfasste 175 Romane, 24 Theaterstücke, eine große Anzahl von Kurzgeschichten, Essays, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Drehbüchern. Die Filme, die nach seinen Vorlagen gedreht wurden, sind kaum zu zählen. Edgar Wallace verstarb hoch verschuldet 1932 in Hollywood.

*Von Edgar Wallace außerdem bei Goldmann lieferbar:*

Der Hexer. Roman (5292) · Der Zinker. Roman (5372) · Der Frosch mit der Maske/Das Gasthaus an der Themse/Der grüne Bogenschütze. Drei Romane in einem Band (5538/55503) · Der Hexer/Die blaue Hand/Das Geheimnis der gelben Narzissen. Drei Romane in einem Band (55502) · Der schwarze Abt/Die seltsame Gräfin/Die toten Augen von London. Drei Romane in einem Band (55504) · Die gelbe Schlange/Der Engel des Schreckens/Bei den 3 Eichen. Drei Romane in einem Band (55505) · Das geheimnisvolle Haus/Der Safe mit dem Rätselschloß/Die Abenteuerin. Drei Romane in einem Band (55507) · Der unheimliche Mönch/Die gebogene Kerze/Die drei Gerechten. Drei Romane in einem Band (55508) · Die Gräfin von Ascot/Das Geheimnis der Stecknadel/Der viereckige Smaragd. Drei Romane in einem Band (55509) · Das indische Tuch/Geheimagent Nr. 6/Der Diamantenfluß. Drei Romane in einem Band (55510)

**EDGAR  
WALLACE**

**DIE TÜR MIT DEN  
SIEBEN SCHLÖSSERN  
DIE BANDE DES  
SCHRECKENS  
DER DOPPELGÄNGER**

Drei Romane in einem Band

**PORTOBELLO**

Die Originalausgabe von »Die Tür mit den sieben Schlössern« erschien unter dem Titel »The Door with the seven Locks«, die Originalausgabe von »Die Bande des Schreckens« erschien unter dem Titel »The terrible People« und die Originalausgabe von »Der Doppelgänger« erschien unter dem Titel »Double Dean«.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuchs sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007  
Copyright © dieser Ausgabe 2007 by  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Hanka Steidle  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
KC · Herstellung: we  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-55506-2  
[www.portobello-verlag.de](http://www.portobello-verlag.de)

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

EDGAR  
WALLACE  
**DIE TÜR MIT DEN  
SIEBEN SCHLÖSSERN**

Roman

Aus dem Englischen  
von Marie Luise Droop



Dick Martins letzte Tat als beamteter Detektiv von Scotland Yard war die Verhaftung Lew Pheeney's, der in dem Verdacht stand, an dem großen Bankeinbruch in Helborough beteiligt gewesen zu sein. Er fand ihn in einem Café.

»Was gibt's, Colonel? Wo fehlt's bei der hohen Obrigkeit?« fragte Lew fast heiter, indem er nach seinem Hut griff.

»Fragen Sie lieber, woran es in Helborough fehlt«, sagte Dick und machte die Bewegung des Geldzählens.

»Heilige Großmutter! Bleiben Sie mir mit Helborough vom Leibe! Bankeinbrüche mache ich längst nicht mehr!«

»Oho, mein Freund! Was taten Sie zum Beispiel Dienstag nacht?«

Ein breites Lächeln verschob den Mundwinkel in dem gemütlichen Gesicht des Einbrechers.

»Wenn ich es Ihnen sage, lachen Sie mich todsicher aus!«

»Versuchen Sie es immerhin mit mir!« meinte Dick, und seine blauen Augen funkelten vor Vergnügen.

Lew antwortete nicht sogleich. Er schätzte in Gedanken die Gefahren einer allzu großen Aufrichtigkeit ab.

»Ich hatte einen Auftrag auszuführen, über den ich nicht gern sprechen möchte«, sagte er endlich. »Einen furchtbaren Auftrag . . . aber nichts, wofür man mich belangen könnte«, setzte er hastig hinzu.

»Und Sie wurden gut bezahlt?« fragte Dick ungläubig.

»Glänzend! Ich bekam einen Vorschuß von einhundertfünfzig Pfund. Ja, nun sperren Sie die Augen auf, verehrter Herr Detektiv, aber es ist die reine Wahrheit. Ich sollte Schlösser aufknacken. Sie wissen, es ist mein Fach; aber diese Schlösser widerstanden all meiner Kunst, und der Ort, an den ich geführt wurde, war grauenhaft. Nicht für eine Wagenladung von Gold würde ich diese Arbeit wiederholen. Aber ich verdanke ihr ein erstklassiges Alibi. Ich kann beweisen, daß ich die fragliche Nacht im ›Gasthof zur Post‹ in Chichester verbrachte, daß ich dort um acht Uhr zu Abend gegessen habe und um elf Uhr schlafen gegangen bin. Ich täte Ihnen ja gern den Gefallen, Mr. Martin . . .

aber den Urheber des Einbruchs von Helborough müssen Sie anderswo suchen.«

Man behielt Lew die Nacht über in der Zelle, während Telegraph und Telefon nicht zur Ruhe kamen. Lews Angaben bestätigten sich; er war sogar unter seinem eigenen Namen in Chichester abgestiegen, und am anderen Morgen mußte man ihn entlassen. Dick lud ihn zum Frühstück ein; denn zwischen dem berufsmäßigen Dieb und seinem beamteten Fänger herrschte kein wirklicher Groll, und der Unterinspektor Dick Martin war in der Verbrecherwelt ebenso beliebt wie beim Yard.

»Nein, Mr. Martin, ich kann Ihre Neugierde nicht befriedigen«, sagte Lew gutgelaunt. »Wenn Sie mich als Flausenmacher beschimpfen, weiß Gott, ich trag's Ihnen nicht nach. Ich habe hundertfünfzig Pfund bar ausgezahlt erhalten, und tausend Pfund wären es geworden, wenn mir das Ding geglückt wäre. Raten Sie, soviel Sie wollen, Sie erraten es nie!«

Dick beobachtete ihn scharf.

»Lew – ich sehe es Ihnen an, das Schweigen fällt Ihnen schwer, schütten Sie Ihr Herz aus!«

Er sah ihn erwartungsvoll an, aber Lew schüttelte den Kopf.

»Wollte ich alles erzählen, so müßte ich jemand bloßstellen, der kein angenehmer Zeitgenosse ist und der mir hoffentlich kein zweites Mal über den Weg läuft; aber verpiffen habe ich noch nie einen, der mir vertraut hat.«

»So verschweigen Sie seinen Namen und die näheren Umstände, und erzählen Sie mir nur in groben Umrissen, was geschehen ist«, drängte der Detektiv.

Lew stürzte eine Tasse heißen Kaffee hinunter und wischte sich über den Mund.

»Ich kannte den Mann nicht, der mir den Auftrag erteilte; das heißt, nicht persönlich, gehört hatte ich aber schon von ihm. Er hat schon mal ein paar Monate gesessen. Eines Nachts suchte er mich auf und brachte mich in sein Haus – brr! Eine Räuberhöhle!« Er schauderte noch in der Erinnerung daran. »Martin, ein Dieb ist gewissermaßen ein ehrlicher Verbrecher, er spielt ein offenes Spiel. Sein Einsatz ist Freiheit, sein Gegenspieler die Polizei; geht der Einsatz hops, nun schön, er grollt niemand und



sitzt seine Strafe ab. Aber es gibt Verbrechen, die zwischen den Paragraphen liegen – so schmutzige Sachen, daß es einem zünftigen Dieb den Magen umdrehen kann. Als mein Auftraggeber mit seinem Anliegen herausrückte, glaubte ich, er wollte sich einen bösen Scherz mit mir erlauben, und als ich sah, daß es ihm ernst war, hätte ich mich am liebsten aus dem Staub gemacht. Aber ich bin von Natur aus neugierig, und so sagte ich nach längerer Überlegung zu. Bitte, halten Sie sich vor Augen, daß es kein verbrecherisches Ansinnen war. Den Kerl trieb Wißbegierde, etwas ganz Bestimmtes zu öffnen. Nun, er wird sich weiter den Kopf zerbrechen müssen; denn die Schlösser knackt niemand auf!«

»Schlösser? Was für Schlösser?« fragte Dick voller Spannung.

Aber Pheeny schüttelte den Kopf und schweifte ab. Er sprach von seinen Zukunftsplänen; auch er wolle ›den Dienst quittieren‹. Sein Bruder sei Architekt jenseits des großen Teiches, er wolle sich dort auf ehrliche Weise hocharbeiten.

Dick verabschiedete sich von ihm und begab sich nach Scotland Yard, um seinem unmittelbaren Vorgesetzten zum letztenmal Bericht zu erstatten.

Inspektor Sneed, der mit der Fülle seines Leibes den Ledersessel bis zum Bersten füllte, hob die Augen vorwurfsvoll zu ihm auf.

»Es ist also wahr! Sie kehren dem besten aller Berufe den Rücken, werden sich ein Landhaus kaufen und in Glück schwimmen, wenn Sie eine Herzogin zu Tisch führen dürfen! Was für ein Höllendasein für einen ausgewachsenen Menschen!«

Dick Martin grinste zu ihm hinüber. Im geheimen bereute er längst sein Abschiedsgesuch.

»Merkwürdig, wie der Besitz des Geldes den Charakter verdirbt!« fuhr Captain Sneed melancholisch fort. »Wenn ich zum Beispiel eine Erbschaft mit sechs Nullen gemacht hätte, würde ich einfach ins Nichts hineindösen!«

»Das tun Sie auch ohne Erbschaft. Ihre Trägheit ist ja sprichwörtlich«, sagte Dick unehrerbietig.

»Insubordination!« murmelte Sneed. »Noch gehören Sie zum Stab. Nennen Sie mich ›Sir‹ und seien Sie etwas respektvoller,

wenn ich bitten darf! Ich bin nicht träge; ich bin lethargisch, und Lethargie ist genausogut eine Krankheit wie Fettleibigkeit!«

»Sie sind fett, weil sie faul sind, und faul, weil Sie fett sind«, beharrte Martin mit dem Hochmut der Jugend; denn er war sehnig und schlank wie eine Weidengerte.

Captain Sneed strich sich nachdenklich das Kinn. Er hatte die Schultern eines Boxers, den Wuchs eines Grenadiers und den Tätigkeitsdrang einer Anakonda unmittelbar nach der Fütterung. Er seufzte schwer, wühlte in einem Briefkorb und brachte ein blaues Papier zum Vorschein.

»Triumphieren Sie nicht zu früh, noch sind Sie mein Sklave. Gehen Sie also zur Bellingham-Bibliothek und klären Sie diese Anzeige auf! Es sollen dort Bücher entwendet worden sein.«

Unterinspektor Martin stöhnte laut.

»Ich gebe zu, es sind keine Lorbeeren dabei zu verdienen«, sagte sein Vorgesetzter mit breitem, schadenfrohem Lächeln. »Kleptomanie ist für den Detektiv, was für eine Hausfrau das Staubwischen ist. Aber es wird Ihr Mütchen kühlen und Sie, wenn Sie sich dem Schlendrian hingeben, daran erinnern, daß Tausende Ihrer unglücklichen Kollegen sich mit Untersuchungen dieser Art die Beine aus dem Leib rennen!«

Dick – auch ›Slick‹ gerufen, denn er hatte wie jeder Detektiv einen Spitznamen – ging gesenkten Blickes an den geschlossenen Türen des endlosen Korridors vorbei und dachte daran, daß seine kurze, aber glänzende Laufbahn im Polizeidienst so gut wie beendet war. Er war Spezialist für Diebstähle gewesen, der geschickteste ›Schlangengreifer‹, den Scotland Yard je besessen hatte. Sneed sagte oft von ihm, daß er selbst die Anlage zum Dieb haben müsse, und hielt das für ein Kompliment. Tatsächlich hatte Dick einmal auf Grund einer Wette die Tasche eines Staatssekretärs geleert, und selbst die erfahrensten Beobachter konnten nicht angeben, wann und wie er die Tat ausgeführt hatte.

Dick Martin kam aus Kanada, wo sein Vater Gefängnisdirektor gewesen war. Er hatte sich nicht sonderlich um seinen Sohn gekümmert, nämlich ebensowenig wie um seine Gefangenen. Dick betrachtete damals das ganze Gefängnis als seinen Spiel-

platz, und längst, bevor er die ersten Regeln der Algebra meisterte, konnte er jede Krawattennadel unbemerkt entfernen. Peter du Bois, ein Lebenslänglicher, lehrte ihn die Kunst, fast jede Tür mit einer gebogenen Haarnadel zu öffnen. Lew Andrewski, ein häufiger Gast auf Fort Stuart, zerschnitt die Deckel von Gebetbüchern zu einem winzigen Kartenspiel und führte den Jungen in die Anfangsgründe des Falschspiels ein. Bald konnte er in jeder Hand drei Karten verbergen. Wäre er nicht von jener echten Ehrlichkeit gewesen, der keine schlechte Lehre schadet, so hätte es schlimm geendet.

»Dick hat das Herz auf dem rechten Fleck; laßt ihn nur ruhig das Diebeshandwerk lernen«, sagte der träge Colonel Martin, wenn seine Verwandten ihm wegen der Sittenverderbnis des mutterlosen Knaben Vorhaltungen machten. »Die Jungen vergöttern ihn. Er soll später zur Polizei, und da ist die Erziehung, die er hier gratis empfängt, Gold wert.«

Gerade gewachsen wie eine junge Birke, klaräugig, gesund an Körper und Seele, rechtfertigte Dick das Vertrauen des Vaters. Nach der einzigartigen Lehre trat er in Amt und Würden ein. Der Krieg führte ihn nach England. Scotland Yard reklamierte ihn, und da dem Jüngling ein vortrefflicher Ruf voranging, wurde ihm die Probezeit erlassen.

»Hallo, Martin! Sie wollen uns wirklich verlassen?« Der Dritte Kommissar holte Dick auf der Freitreppe ein. »Pech für uns, schade um Sie! Was werden Sie nun anfangen?«

Dick zuckte die Achseln. Noch wußte er es selbst nicht.

Der andere blieb stehen und faßte ihn schärfer ins Auge.

»Da fällt mir eben ein, wie Sie Ihre freie Zeit ausfüllen könnten . . . Kennen Sie Rechtsanwalt Havelock?«

Dick schüttelte den Kopf.

»Er soll ein ausgezeichneter Anwalt sein. Sie finden seine Adresse im Telefonbuch. Sein Büro liegt vermutlich in der Nähe von Lincoln's Inn Field. Er fragte mich, ob ich nicht einen zuverlässigen Detektiv wüßte. Ich sagte ihm, diese Leutchen existieren nur in der Einbildung von Romanschreibern und Filmautoren – aber jetzt, da ich Sie vor mir sehe, weiß ich, wen ich Mr. Havelock empfehlen könnte.«

»Wozu braucht er einen Detektiv?« fragte der junge Mann, wenig entzückt von der Aussicht, die sich ihm bot.

»Ich weiß es nicht; lehnen Sie die Sache ab, wenn sie Ihnen keinen Spaß macht, aber gehen Sie mal hin! Havelock ist ein angenehmer Mensch, und ich habe ihm versprochen, mich für ihn umzutun. Ich glaube, es handelt sich um die Beobachtung eines Klienten, der ihm Sorge macht. Wirklich, Martin, Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie ihn aufsuchten!«

Das letzte, was Dick Martin vorhatte, war die Fortsetzung seiner Detektivtätigkeit in nichtamtlichem Charakter. Aber der Dritte Kommissar hatte ihm bei verschiedenen Gelegenheiten größtes Wohlwollen gezeigt, und er konnte die Bitte nicht abschlagen, ohne unhöflich zu sein. Ein Besuch war überdies nicht verpflichtend. Er sagte also zu.

»Vortrefflich«, lobte der Kommissar. »Ich spreche mit Havelock. Möglicherweise können Sie ihm von Nutzen sein!«

»Ich hoffe, Sir«, sagte Dick ohne innere Überzeugung; denn ihm schwebten ganz andere Zukunftspläne vor.

## 2

John Bellingham, der gelehrte Gründer der nach ihm benannten Bibliothek, die nur wenigen Auserwählten in London bekannt ist, hatte in der Stiftungsurkunde bestimmt, daß »zwei intelligente weibliche Wesen in dürftigen Lebensumständen« als Bibliothekarinnen angestellt werden sollten, und zu einem dieser weiblichen Wesen wurde Dick geführt.

In einem schmalen, hochgebauten Raum, bis zur Decke mit Regalen ausgefüllt, durchzogen von dem Geruch vermodernden Papiers und alten Leders, saß ein junges Mädchen an einem Tisch und schrieb Bücherkarten aus.

»Ich komme von Scotland Yard«, führte sich Dick ein, »und zwar auf Grund einer von Ihnen erstatteten Anzeige. Es sollen Ihnen einige Bücher gestohlen worden sein!«

Er blickte, während er sprach, auf die gefüllten Fächer; denn er interessierte sich im allgemeinen nicht für »weibliche Wesen«.

Das einzige, was er an dem hier anwesenden bemerkte, war ihr schwarzes Kleid und die goldbraune Farbe ihres Haares, das sie in einer Ponyfrisur trug. Er erinnerte sich dunkel, daß die Ponyfrisur augenblicklich bei berufstätigen Damen Mode war.

»Ja«, sagte sie, »ein Buch ist in meiner Abwesenheit aus diesem Zimmer entwendet worden. Ein Buch von Haeckel: ›Die generelle Morphologie.«

Sie öffnete ein Kartothekfach, entnahm ihm eine Karte und legte sie vor Dick hin. Er las die Worte, ohne sich dadurch sonderlich erleuchtet zu fühlen.

»Wer war in Ihrer Abwesenheit hier?« fragte er.

»Meine Assistentin, Miss Helder!«

»Wurden zu dieser Zeit Bücher umgetauscht?«

»Verschiedene. Ich habe die Namen der betreffenden Herren notiert, aber sie sind über jeden Verdacht erhaben. Der einzige Besucher, der nicht eingeschriebener Leser unserer Bibliothek ist, war ein Herr namens Staletti, ein italienischer Arzt, der vorschlug, um sich nach den Lesevorschriften zu erkundigen.«

»Nannte er denn seinen Namen?« wunderte sich Dick.

»Nein«, sagte das Mädchen zu seiner Überraschung. »Miss Helder kannte ihn, sie hatte sein Bild in einer Zeitung gesehen. Ich dachte, der Name wäre Ihnen bekannt?«

»Warum sollte er mir bekannt sein, mein gutes Kind?« fragte Dick ein wenig gereizt.

»Und warum nicht, mein guter Herr?« erwiderte sie schnippisch.

In diesem Augenblick nahm Dick Martin sie zum erstenmal mit Bewußtsein wahr. Sie trat aus dem Hintergrund plastisch heraus und wurde eine klar umrissene Persönlichkeit. Ihre Augen waren grau und weit auseinandergestellt, ihre Nase gerade und klein, der Mund ein wenig groß. Auch hatte sie tatsächlich goldbraunes Haar.

»Ich bitte um Verzeihung«, lachte er. »Ich gestehe, daß mich dieser verteuflerte Bücherdieb herzlich wenig interessiert.« Dick hatte zuweilen eine gewinnende Aufrichtigkeit. »Ich scheid nämlich morgen aus dem Dienst aus!«

»Große Freude wird unter den Verbrechern herrschen«, sagte

sie höflich. Ein heiteres Licht funkelte in ihren Augen, und er schloß sie sogleich in sein Herz.

Es stand ein Stuhl in der Nähe. Dick zog ihn heran und nahm unaufgefordert Platz.

»Also, wer ist dieser Staletti?«

Sie maß ihn mit ernsthaftem Blick, und um ihre Lippen zuckte es spöttisch.

»Und Sie wollen Detektiv sein, eines jener fast übermenschlichen Wesen, die unseren Schlaf bewachen?«

Dick bog sich vor Lachen.

»Ich ergebe mich.« Er hielt die Hände hoch. »Sie haben es mir gründlich gegeben. Wenn Sie nun noch halb so gründlich meine Frage beantworten wollten . . . Wer ist dieser Staletti?«

»Das wissen Sie wirklich nicht? Meine Assistentin sagt, er sei der Polizei bekannt. Wollen Sie sein Buch sehen?«

»Er hat ein Buch geschrieben?« fragte Dick in aufrichtigem Erstaunen.

»Allerdings. Ich werde es Ihnen bringen.« Sie stand auf, ging aus dem Zimmer und kam nach wenigen Augenblicken mit einem dünnen Band wieder.

Er nahm ihn in die Hand und las den Titel: ›Neue Gedanken über die konstruktive Biologie. Von Antonio Staletti‹. Dann schlug er die engbedruckten Seiten auf, die von Diagrammen und Tabellen wimmelten.

»Und wegen so eines Schmökers ist er mit der Polizei in Konflikt gekommen? Ich erfahre zum erstenmal, daß es ein Verbrechen ist, Bücher zu schreiben.«

»Gewiß ist das ein Verbrechen«, sagte sie ernsthaft, »es wird nur leider nicht als solches bestraft. Aber wegen seines Buches hat er nicht gegessen. Es war etwas viel Gräßlicheres. Ich glaube, Vivisektion!«

»Wovon handelt das Buch eigentlich?« Er reichte es ihr zurück.

»Von zweibeinigen Wesen wie Sie und ich«, sagte sie feierlich. »Es steht darin, wieviel glücklicher die Menschen wären, wenn sie, anstatt mit Latein und Algebra, mit Wurzeln und Nüssen aufgezogen würden und frei und nackt im Wald herumliefen!«

Dick erhob sich zu seiner ganzen imponierenden Größe.

»Und wo wohnt dieser seltsame Kauz?«

Sie nahm das Buch auf und schlug die Seiten zurück, bis sie zur Fußnote unter dem Vorwort kam.

»In Sussex, im ›Galgenhof! Mein Gott, klingt das aber gruselig!«

»Wer war noch hier außer Staletti?«

Sie zeigte ihm eine Liste von vier Namen.

»Außer Staletti steht wohl niemand in dem Verdacht, das Buch gestohlen zu haben; außerdem sind die anderen Historiker, und Biologie würde sie schwerlich reizen. Es wäre auch in meiner Anwesenheit nicht vorgekommen. Ich passe höllisch auf.«

Sie hielt plötzlich inne und blickte auf den Tisch. Das Buch war verschwunden.

»Haben Sie es genommen?« fragte sie.

»Haben Sie gesehen, wie ich es genommen habe?« forderte er sie heraus.

»Gesehen habe ich es nicht. Ich könnte aber schwören, daß das Buch eben noch da war.«

Er nahm es aus seinem Überzieher heraus und gab es ihr zurück.

»Man findet selten Leute, die höllisch aufpassen!«

»Aber wie war das möglich?« Sie war vollständig verblüfft. »Meine Hand lag auf dem Buch, und ich habe höchstens eine Sekunde weggesehen!«

»Ich komme gelegentlich wieder und zeige es Ihnen«, versprach er ernsthaft.

Er stand bereits auf der Straße, als ihm einfiel, daß es ihm nicht geglückt war, den Namen dieser sehr tüchtigen jungen Dame in Erfahrung zu bringen.

Sybil Lansdown lief zum Fenster, von dem man den Platz überschaute, und sah ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Um ihre Lippen spielte ein Lächeln, und in ihren Augen stand das Licht des Triumphes. Ihre erste Regung war gewesen, ihn gründlich zu verabscheuen; selbstzufriedene Männer konnte sie auf den Tod nicht ausstehen. Dann aber war er ihr in einem

anderen Licht erschienen. Ob sie ihn jemals wiedersehen würde? Es gab so wenig Menschen, mit denen man lachen konnte, und Unterinspektor Dick Martin – sie nahm seine Visitenkarte auf und las halblaut seinen Namen – war einer jener wenigen, bei deren Anblick es einem warm ums Herz wurde.

3

Es war am späten Nachmittag, als Dick vor der zerbröckelnden Mauer und der in rostigen Scharnieren hängenden Pforte des »Galgenhofs« seinen Wagen zum Halten brachte.

Hinter einer plötzlichen Biegung des unkrautüberwachsenen Fahrweges lag ein unscheinbares Haus vor ihm. Er fand keine Klingel und trommelte fünf Minuten lang an der verwitterten Tür, bis schlürfende Schritte und das Klirren einer zurückgeschobenen Kette hörbar wurden. Die Tür öffnete sich genau zwei Zentimeter.

In dem schmalen Spalt erblickte Dick ein langes gelbes Gesicht, von Runzeln durchfurcht wie ein eingetrockneter Apfel, einen schwarzen Bart, der seinem Besitzer bis zur Magengrube reichte, und ein Paar tückisch blickende, schwarze Augen.

»Doktor Staletti?«

»Das ist mein Name.« Die Stimme war rau und hatte einen fremden Klang. »Wollen Sie mich sprechen? Das ist ja phänomenal! Ich empfangen sonst nämlich keine Besucher!«

Er zögerte einen Moment, dann wandte er den Kopf und sprach mit jemand, der hinter ihm stand, und bei dieser Wendung gab er dem Detektiv den Blick auf einen jungen, rotwangigen, elegant gekleideten Mann frei. Bei Dicks Anblick trat dieser rasch zurück.

»Guten Morgen, Tommy«, begrüßte Dick Martin ihn höflich. »Das ist ein unerwartetes Vergnügen.«

Tommy Cawler bot in der Tat einen vergnüglichen Anblick. Sein Hemd war tadellos, sein Anzug das künstlerische Produkt eines erstrangigen Schneiders.

»Guten Morgen, Mr. Martin.« Tommy ließ sich nicht so leicht



aus der Fassung bringen. »Ich bin zufällig hier, um meinem alten Freund Staletti guten Tag zu sagen.«

Dick blickte ihn bewundernd an.

»Donnerwetter! Sie haben sich 'rausgemacht! Was treiben Sie denn jetzt?«

Tommy schlug resigniert die Augen nieder.

»Haben Sie keine Sorge, ich fresse nichts mehr aus. Ich habe einen Beruf ergriffen, der seinen Mann ernährt! Also, auf Wiedersehen, Staletti!«

Er schüttelte dem bärtigen Mann mit übertriebener Herzlichkeit die Hand und schickte sich an, die Stufen hinabzugehen.

»Halt, Tommy. Können Sie einen Augenblick auf mich warten? Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden!«

Tommy Cawler zögerte und warf einen flüchtigen, sich vergebenden Blick auf das bärtige Gesicht Doktor Stalettis.

»Na, schön«, brummte er ungnädig. »Aber viel Zeit hab' ich nicht. Nochmals besten Dank für die Medizin, Doktor.«

Allein Dick durchschaute das Manöver sofort, und seine Lippen verzogen sich spöttisch. Er folgte Staletti in die Halle. Weiter lud ihn der seltsame Mann nicht ein.

»Sie sind von der Polizei, nicht wahr?« fragte er, noch bevor Dick ihm seinen Ausweis gezeigt hatte. »Das ist phänomenal! Ich hatte schon lange Zeit nicht mehr die Ehre. Und alles wegen eines kleinen Hundes, mit dem man im Interesse der Wissenschaft experimentiert! So viel Aufhebens um ein unvernünftiges Tier! Und was wollen Sie jetzt von mir?«

Dick beeilte sich, die Ursache seines Besuches in wenigen Worten auseinanderzusetzen. Zu seinem Erstaunen gab Staletti die Entwendung des Buches unumwunden zu.

»Das Buch lag auf dem Tisch. Es interessierte mich, darum nahm ich es mit!«

»Aber Herr Doktor«, wandte Dick, verblüfft über so viel Kaltschnäuzigkeit, ein. »Sie dürfen doch nicht so ohne weiteres mit einem Buch auf und davon gehen, nur weil es Sie interessiert!«

»Aber warum denn nicht? Es war eine öffentliche Bibliothek, deren einziger Zweck es ist, Bücher auszuleihen. Ich wollte das

Buch ausleihen, also nahm ich es mit. Ich habe es nicht heimlich getan. Ich habe das Buch ganz offen unter meinen Arm geklemmt, vor der jungen Signorina den Hut gelüftet und bin gegangen. Ich habe es ausgelesen, und es kann an seinen Platz zurückgehen. Haeckel ist ein Narr. Seine Schlüsse sind absurd, aber seine Theorien sind phänomenal! Ihnen würden sie wahrscheinlich sehr langweilig vorkommen, aber mir . . .« Er brach ab, zuckte die Achseln und gab einen krächzenden Laut von sich, der bei ihm wahrscheinlich ein Lachen sein sollte. Allerdings mußte man das mehr erraten.

Der Detektiv hielt einen kleinen belehrenden Vortrag über die Lesevorschriften der Bibliotheken. Dann schob er das Buch unter den Arm und ging hinaus, um sich dem wartenden Tommy Cawler anzuschließen. Er hatte jetzt einen Vorwand für einen zweiten Besuch in der Bibliothek, und das erfüllte ihn mit Befriedigung.

»Und jetzt, Tommy«, begann er ohne überflüssige Vorbereitung, und seine Stimme hatte einen gebietenden Klang, »zu Ihnen! Ist Staletti Ihr Freund?«

»Er ist mein Arzt!« sagte Tommy Cawler schlagfertig.

Seine blauen Augen hatten einen fröhlichen Blick. Dick stand mit ihm auf gutem Fuße. Er war eines jener wenigen ›Opfer seines Berufs‹, für die er eine ehrliche Sympathie hatte. Tommy Cawler war ein berühmter Autodieb, ein Meister in seinem Fach, der mit fröhlichster Selbstverständlichkeit von jedem unbehüteten Auto Besitz ergriff. Zwei von seinen Verurteilungen waren Dicks Werk und das Resultat mühevoller Arbeit gewesen.

»Ich bin jetzt in fester Stellung«, brüstete sich Tommy. »Ich bin Chauffeur bei Mr. Bertram Cody. Als ich das letzte Mal hochging, habe ich allen krummen Wegen abgeschworen, und es geht auch auf einem geraden sehr gut!«

»Wo wohnt Mr. Cody, wenn er zu Hause ist?« fragte Dick etwas ungläubig.

»Weald House. Es ist nur eine halbe Stunde von hier. Wenn Sie wollen, können Sie mitkommen und fragen!«

»Kennt Mr. Cody Ihre ruhmreiche Vergangenheit?« fragte Dick zartfühlend.

»Er kennt sie. Ich habe sie nicht vor ihm geheimgehalten. Nichtsdestoweniger hält er mich für den besten Chauffeur, den er je gehabt hat.«

Dick maß den Mann mit einem langen Blick.

»Ist das die – hm – die Livree, die Ihr Brotgeber bevorzugt?«

»Das ist meine Zivilkluft. Ich habe heute Ausgang«, sagte Cawler. »Mein Chef ist sehr freigebig mit Urlaub. Hier ist seine Adresse!«

Er nahm einen Briefumschlag aus der Tasche, der an ihn selbst gerichtet war: Tommy Cawler bei Bertram Cody, Esq., Weald House, South Weald, Sussex.

Martin bot ihm einen Platz in seinem Auto an, aber sein Angebot wurde abgelehnt, und so fuhr er allein nach London zurück. Zu seinem Ärger fand er seine unbekanntete junge Freundin nicht mehr an; sie hatte die Bibliothek schon vor einer halben Stunde verlassen.

Er brachte das Auto in die Garage und schlug den Weg zu seiner Wohnung ein. Plötzlich hörte er Schritte hinter sich und eine keuchende Stimme, die ihn anrief. Er wandte sich um und erblickte den Mann, den er gestern verhaftet und heute früh in Freiheit gesetzt hatte. Als Lew Pheeney ihn erreicht hatte, zitterte er noch am ganzen Körper und brachte nur unartikulierte Laute hervor.

»Kann ich Sie sprechen, Slick?« fragte er, als er sich etwas erholt hatte.

»Selbstverständlich. Aber warum? Ist Ihnen etwas in die Quere gekommen?«

Lew Pheeney warf einen nervösen Blick über die Schulter.

»Jemand ist mir auf den Fersen«, sagte er durch die Zähne.

»Nicht die Polizei, das kann ich beschwören«, beruhigte ihn Dick.

»Die Polizei? Wenn es die nur wäre! Es ist der unheimliche Mensch, von dem ich Ihnen erzählt habe, mein Auftraggeber von Dienstag abend. Ich habe Ihnen nicht alles gesagt, Slick. Als ich an den Schlössern arbeitete, sah ich mit halbem Auge, wie der Mensch seine Pistole aus einer Hüfttasche zog und in die Tasche seines Mantels steckte. Die ganze Zeit über hielt er seine Hand

in dieser Tasche, und plötzlich wurde mir klar, daß mein Leben auf dem Spiel stand, wenn es mir gelang, die Tür zu öffnen. Da schützte ich ein Bedürfnis vor, und als ich draußen war, nahm ich meine Beine in die Hand und lief davon. Ich lief und lief, und etwas trabte hinter mir drein. Was es war, weiß ich nicht; ein Wesen – halb Mensch, halb Tier. Und ich hatte keine Pistole.«

Während er sprach, hatten sie das Vestibül durchquert und die Treppen zu Slicks Wohnung erstiegen. Ohne eine Einladung abzuwarten, folgte ihm der Einbrecher durch die Tür. Der Detektiv führte ihn in sein Arbeitszimmer.

»Lew, jetzt lassen Sie mich die ganze Wahrheit wissen! Was haben Sie Dienstag nacht zu öffnen versucht?«

Lews Blick irrte durchs Zimmer.

»Eine Totengruft«, sagte er leise.

#### 4

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Dick starrte den Mann aus weitgeöffneten Augen an. Er traute seinen Ohren nicht.

»Eine Totengruft?« fragte er. »Jetzt setzen Sie sich bitte, und erzählen Sie mir alles der Reihe nach!«

»Ich kann nicht. Ich fürchte mich«, weigerte sich Lew Pheeny hartnäckig. »Dieser Mann ist die Hölle selbst, und ich möchte lieber dem Teufel begegnen als ihm.«

»Wer ist es?«

»Sagen kann ich es nicht«, trotzte Lew Pheeny. »Vielleicht schreibe ich es Ihnen auf, damit es auf dem Papier steht, wenn mir etwas zustoßen sollte!«

Er kämpfte offenbar mit einem Gefühl tiefster Erregung, und Dick, der ihn als einen ruhigen, besonnenen Mann eingeschätzt hatte, kannte ihn nicht wieder.

Er lehnte das Essen ab, das Dicks alte Wirtschafterin auftrug, und begnügte sich mit einem Glas Whisky und Soda. Dick Martin war vernünftig genug, keine Fragen mehr an ihn zu stellen.

»Bleiben Sie doch heute nacht hier! Sie könnten Ihre Geschichte in Ruhe aufschreiben. Niemand würde Sie stören, und vor Ihren Feinden wären Sie jedenfalls geborgen.«

Der Gedanke schien auch Lew Pheeney schon gekommen zu sein, denn er sträubte sich nicht. Doch ehe Dick mit ihm die Einzelheiten besprechen konnte, wurde er ans Telefon gerufen.

»Mr. Martin dort?«

Es war eine fremde Stimme.

»Ja«, antwortete Dick.

»Hier ist Havelock. Der Kommissar hat mir von Ihnen erzählt und Ihren Besuch angekündigt, aber ich habe vergebens auf Sie gewartet. Könnten Sie noch heute abend kommen? Die Sache ist eilig!«

Angst und Dringlichkeit lagen in diesem Ton.

»Gern«, erwiderte Dick. »Wo wohnen Sie?«

»Ganz in der Nähe. Acacia Road 907, St. Johns Wood.«

»Ich bin in fünf Minuten bei Ihnen«, versprach Dick; da fiel ihm sein Gast ein.

Er konnte sein Versprechen nicht rückgängig machen, denn Havelock hatte bereits eingehängt. Es mochte aber vielleicht ganz ratsam sein, Lew Pheeney sich selbst zu überlassen. Er rief daher seine Wirtschafterin beiseite und entließ sie für die Nacht. Lew Pheeney ging willig auf seine Anordnungen ein, ja, er schien sich sogar ordentlich erleichtert zu fühlen, bei seiner Beichte ungestört zu sein.

Zufrieden machte sich Dick auf den Weg, und bereits wenige Minuten später zog er die Klingel eines imposanten Hauses, das in vornehmer Zurückgezogenheit auf eigenem Gartengrundstück in der besten Gegend von St. Johns Wood lag. Ein älterer Diener nahm ihm Hut und Stock ab und führte ihn in ein langes schmales Zimmer, das mit vornehmem Geschmack ausgestattet war.

Havelock war ein Mann in den Fünfzigern, groß und hager. Er hatte die Stirn und das Kinn eines Boxers, und seine grauen Bartkoteletten gaben ihm ein grimmiges Aussehen. Dennoch gefiel er Dick, denn die Augen hinter der Brille hatten einen angenehmen und klugen Blick.

»Mr. Martin, nicht wahr?« Er reichte ihm seine lange schmale Hand. »Setzen Sie sich, bitte. Tun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Was darf ich Ihnen anbieten? Ich für meine Person möchte Ihnen meinen alten Port empfehlen, ein wahrhaft fürstliches Getränk, wie Sie gleich sehen werden. Walter, geben Sie Mr. Martin ein Glas!«

Havelock lehnte sich in seinem Stuhl zurück, zog die Lippen zusammen und betrachtete den jungen Mann mit einem durchbohrenden Blick.

»Also, Sie sind Detektiv?« Das klang genauso wie etwas, das er an diesem Morgen von schöneren Lippen gehört hatte, und Dick grinste verständnisvoll. »Der Kommissar hat mir erzählt, daß Sie Ihren Dienst morgen quittieren. Sie suchen eine Beschäftigung, nicht wahr, die Ihre freie Zeit ausfüllt? Nun, da kann ich Ihnen dienlich sein. Walter, Sie können gehen. Stellen Sie das Telefon ab! Ich bin für niemand zu sprechen, und sei es noch so wichtig.«

Als die Tür sich hinter dem Diener geschlossen hatte, erhob sich Havelock und durchmaß das Zimmer mit langen, erregten Schritten. Er hatte eine schnelle, schroffe Art zu sprechen, als schleuderte er Anklagen gegen einen unsichtbaren Gegner.

»Ich bin Rechtsanwalt; vielleicht ist Ihnen mein Name bekannt. Ich habe allerdings mit Gerichten wenig zu tun. Meine Tätigkeit ist hauptsächlich eine beratende. Ich bin Syndikus verschiedener Verbände, und außerdem bin ich Kurator der Selfordschen Liegenschaften.« Er sagte dies mit einer gewissen Betonung und schaltete eine Pause ein. »Ich wünschte, dieser Kelch wäre an mir vorübergegangen. Der alte Lord Selford – das heißt ›alt‹ im eigentlichen Sinne des Wortes ist er nicht geworden, die Zahl seiner Laster und Sünden überwog jedenfalls die seiner Jahre –, der verstorbene Lord Selford also hat mich zum alleinigen Testamentsvollstrecker seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens und zum Vormund seines bedauernswerten Sohnes bestellt. Er war ein sehr unliebenswürdiger, übellauliger Herr, halb wahnsinnig, wie die meisten Selfords seit vielen Generationen. Kennen Sie Selford Manor?«

Dick lächelte.

»Gestern kannte ich es noch nicht. Aber zufällig kam ich heute nachmittag an der Besetzung vorüber. Also, dort wohnt der jetzige Lord Selford?«

»Er denkt nicht daran!« warf Havelock ein, und seine Augen funkelten böse hinter den Gläsern. »Er wohnt nirgendwo. Das heißt, er wohnt nirgendwo länger als zwei oder drei Tage. Er ist der König der Nomaden. Sein Vater war in seiner Jugend ähnlich geartet. Pierce – das ist sein Familienname, von seinem Titel macht er keinen Gebrauch –, Pierce ist in den letzten zehn Jahren unaufhörlich gereist. Nach England kehrt er nur in großen Zeitabständen zurück. Ich selbst habe ihn seit vier Jahren nicht mehr gesehen. Als Selford starb, war Pierce sechs Jahre alt. Er wuchs ohne Mutter, Geschwister und überhaupt ohne nähere Verwandte auf. Auch sein Vater war das einzige Kind seiner Eltern gewesen, und so waren weder Onkel noch Tanten da, mit denen ich meine Verantwortung hätte teilen können. Der Knabe war schwächlich; er war den Anforderungen der Privatschule, in die ich ihn im Alter von acht Jahren brachte, nicht gewachsen. Endlich fand ich einen geeigneten Hauslehrer, der ihn, so gut es eben bei seiner Kränklichkeit ging, im Notwendigsten unterrichtete. Doch reichte seine Ausbildung nicht für das Universitätsstudium aus. Ich sandte ihn daher mit seinem Hauslehrer zum Abschluß seiner Ausbildung auf Reisen. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan; denn die Wanderlust brannte sich in seine Seele und trieb ihn seit der Zeit ruhelos durch die Welt. Vor vier Jahren kam er zu mir nach London. Er war auf dem Weg nach Amerika. Er trug sich mit dem Gedanken, ein Buch über seine Erlebnisse zu schreiben, und der Reisetöfeln plagte ihn toller denn je. Seitdem ist meine Sorge um ihn eher größer als geringer geworden. Ab und zu gelangen Geldforderungen an mich, und ich schicke ihm ansehnliche Summen in alle Teile der Welt. Er ist allerdings berechtigt, sie zu fordern, denn er ist seit drei Jahren volljährig.«

»Seine finanzielle Position –«, begann Dick.

»Durchaus unerschüttert«, unterbrach ihn Havelock. »Das ist es nicht, was mich beunruhigt. Es kann ihm aber sonst etwas zugestoßen sein. Er befindet sich vielleicht in schlechten Händen.«

Er zögerte und fuhr dann fort: »Ich muß unbedingt eine Verbindung mit ihm herstellen – nicht direkt, sondern durch eine dritte Person. Mit anderen Worten, ich möchte Sie bitten, Lord Seldorf nach Amerika zu folgen und seine Bekanntschaft zu suchen, ohne ihm zu sagen, daß Sie mich kennen oder von mir geschickt worden sind. Er reist unter dem Namen John Pierce, hält sich an jedem Ort nur vorübergehend auf, und Sie müssen sehr sorgfältig nachforschen, wohin er sich jeweils wendet, weil ich nicht versprechen kann, Sie ständig auf dem laufenden halten zu können. Allerdings dürfen Sie die Hilfe der amerikanischen Polizei nicht in Anspruch nehmen. Alles, was Sie unternehmen, muß geschehen, ohne daß er es erfährt oder dadurch belästigt wird. Wir müssen dreierlei festzustellen versuchen. Erstens: ist er eine unerwünschte Verbindung eingegangen? Zweitens: ist er noch der freie Herr seines Willens? Drittens: wird das Geld, das ich ihm schicke, zu seinem eigenen Vorteil verwandt? Er schrieb mir vor einiger Zeit, daß er eine ganze Reihe von Aktien der verschiedensten Industriekonzerne erworben habe, und einige hat er bei mir hinterlegt. Der größere Teil ist jedoch in seiner Hand, und er antwortete mir auf Nachfrage, daß er ihn bei einer südamerikanischen Bank deponiert habe. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen hätte. Wie gefällt Ihnen der Auftrag?«

»Es sieht so aus, als sollte ich zu einer sehr angenehmen Ferienreise kommen. Wie lange, denken Sie, wird diese Jagd dauern?«

»Ich weiß es nicht; es hängt von den jeweiligen Umständen und insbesondere von dem Ausfall Ihres Berichtes ab. – Ich verfüge über erhebliche Mittel und kann Ihnen sehr großzügig Spesen auswerfen. Außerdem erhalten Sie selbstverständlich ein angemessenes Honorar.«

Er nannte eine erstaunlich hohe Summe.

»Wann soll die Reise vor sich gehen?«

Der Rechtsanwalt nahm ein Taschenbuch zur Hand und orientierte sich im Kalender.

»Heute ist Mittwoch. Sagen wir, heute in acht Tagen. Jetzt ist Pierce in Boston, wohin er sich begeben hat, um im Interesse seines Buches die Geschichte des amerikanischen Unabhängig-



keitskrieges zu studieren. Er teilte mir aber mit, daß er demnächst nach New York gehen werde, wo er im Commodore-Hotel absteigen wird.«

»Eine Frage«, sagte Dick, als er sich erhob, »haben Sie irgendeinen Grund anzunehmen, daß der junge Lord Selford eine unerwünschte Verbindung eingegangen ist – mit anderen Worten: daß er unter seinem Stand geheiratet hat?«

»Keinen anderen Grund als mein argwöhnisches Herz«, lächelte Havelock. »Wenn Sie sein Vertrauen gewonnen haben, und ich bin sicher, daß Ihnen das gelingt, so bitte ich Sie vor allem, ihm einzuschärfen, daß es seine staatsbürgerliche Pflicht ist, nach England zurückzukommen. Es ist eine Sünde und eine Schande, einen so ehrwürdigen alten Familiensitz wie Selford Manor den Ratten zu überlassen. Jedenfalls müßte er wenigstens zurückkommen, um dort begraben zu werden«, fügte er mit einem beißenden Sarkasmus hinzu, dessen besondere Bedeutung Dick erst acht Monate später klarwerden sollte. Doch davon ahnte er jetzt noch nichts.

Die Aufgabe war, um mit Dr. Staletti zu reden, ›phänomenal‹ – eine Ferienreise im großen Stil. Was Wunder, wenn Dicks leises Bedauern, Scotland Yard verlassen zu müssen, bei dieser angenehmen Aussicht hinschwand.

Ein eisiger Wind schlug ihm ins Gesicht, als er auf die Straße hinaustrat. Es mochte neun Uhr sein, die Gegend war wie ausgestorben; kein Taxi kam in Sicht, und so mußte er den Heimweg zu Fuß zurücklegen. Als er seine Wohnung aufschloß, fand er alles finster und leer. Zu seinem Erstaunen war Pheeny gegangen. Auf dem großen Eßtisch war eine Ecke des Tafeltuches umgeschlagen. Dort lagen ein paar Bogen unbeschriebenes Papier und ein Füllfederhalter. Anscheinend war Lew mit der Absicht gegangen, noch am gleichen Abend zurückzukommen. Aber Dick wartete vergebens. Es war zwei Uhr, als er schlafen ging, und noch immer harrete er auf ein Lebenszeichen seines Gastes.

Am nächsten Morgen sprach Dick in der Bibliothek vor und übergab das Buch. Seine unbekanntes junge Freundin begrüßte ihn mit einem verstohlenen Lächeln.

»Guten Tag, Mr. Martin! Wirklich, Sie imponieren mir! Sher-

lock Holmes ist nichts dagegen! Wie haben Sie das bloß fertiggebracht?» Sie deutete auf das Buch.

»Sehr einfach«, lachte er. »Ich habe den Mann, den wir beide in Verdacht hatten, zur Rede gestellt, und er leugnete auch gar nicht. Er hatte sehr merkwürdige Vorstellungen von den Gepflogenheiten einer Bibliothek.«

Zu weiterem Bleiben fehlte ihm eigentlich jeder Vorwand. Dennoch führte er die Unterhaltung so geschickt, daß er sie, wie sie ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab, fast eine Stunde von ihrer Arbeit abhielt.

»Ich verlasse England für ein paar Monate«, warf er im Lauf des Gesprächs hin, »und noch weiß ich nicht, wo ich schließlich landen werde.«

»Eine Vergnügungsreise?« fragte sie.

»Wie man es nimmt«, meinte er lässig, »eher wohl ein Sensationsfilm à la Douglas Fairbanks.«

Sie sah ihn aufmerksam an. Plötzlich trat ein Blick des Verstehens in ihre Augen.

»Sind Sie vielleicht der Detektiv, der von Mr. Havelock beauftragt ist, meinen Verwandten zu suchen?« fragte sie schnell.

Nun war die Reihe des Erstaunens an ihm.

»Ihren Verwandten? Ist Lord Selford Ihr Verwandter?«

Sie nickte.

»Ein Vetter im zigsten Grade, eine Verwandtschaft, die man nur durchs Fernglas erkennen kann. Mutter und ich waren vorgestern abend bei Mr. Havelock eingeladen, und er erzählte uns, Lord Selfords lange Abwesenheit beunruhigte ihn jetzt so, daß er auf der Suche nach einem Detektiv sei.«

»Kennen Sie Ihren Vetter?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, aber meine Mutter hat ihn als kleinen Jungen gesehen. Sein Vater soll ein unleidlicher Mensch gewesen sein. Also Sie werden Lord Selford einfangen? Ich habe doch richtig geraten.«

Dick nickte.

»Das war die traurige Nachricht, die ich Ihnen schonend beibringen wollte«, sagte er schalkhaft.

In diesem Augenblick wurde ihr Beisammensein unterbrochen.

Die ersten Leser stellten sich ein, und Dick blieb nichts weiter übrig, als sich nach Scotland Yard zu begeben, um Captain Sneed, den er am Morgen vergebens angerufen hatte, Bericht zu erstatten. Sneed hörte Dick an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen.

»Das klingt wie ein Märchen, und alles, was wie ein Märchen klingt, ist gewöhnlich auch eins. Warum ist Pheeney nicht geblieben, wenn ihm doch so sehr an einer Beichte lag? Und wer könnte ihn verfolgen? Haben Sie irgend etwas Verdächtiges bemerkt?«

»Nichts«, sagte Dick, »aber er zitterte wie Espenlaub, als er mich auf der Straße anrief, und seine Angst war echt.«

Sneed drückte auf eine Klingel und wartete schweigend auf den diensttuenden Wachtmeister.

»Ich habe mit Lew Pheeney zu sprechen. Schicken Sie sofort einen Beamten, der ihn sucht!«

Doch als der Wachtmeister gerade die Tür hinter sich schließen wollte, rief er ihn wieder zurück.

»Inspektor Martin kennt alle seine Schlupfwinkel. Es ist am besten, er geht selber.«

»Mein Dienst ist heute um zwölf Uhr zu Ende.«

»Um zwölf Uhr Mitternacht«, erwiderte Sneed lakonisch. »Bis dahin fließt noch viel Wasser die Themse hinab.«

Seufzend machte sich Dick auf den Weg.

Lew Pheeney wohnte seit Jahren in der Great Queen Street, aber seine Wirtin wußte nichts über seinen Verbleib. Er hatte am vorigen Nachmittag um fünf Uhr seine Wohnung verlassen und war seitdem nicht wieder zurückgekehrt. Einer seiner Schlupfwinkel war ein übler Klub, der hauptsächlich von Zuchthauskandidaten besucht wurde. Pheeney kam gewöhnlich zum Frühstück dorthin und holte seine Briefe ab. Er war aber auch dort nicht gewesen.

Ein Klubmitglied erzählte Dick, er habe in der verflossenen Nacht eine Verabredung mit Pheeney gehabt. Lew sei jedoch nicht erschienen.

Dick kehrte endlich in seine eigene Wohnung zurück, aber auch dort hatte Pheeney sich nicht mehr blicken lassen. Er ging

in das Schlafzimmer und zog sein Jackett aus, um es, wie es täglich seine Gewohnheit war, mit einer bequemen Flauschjacke zu vertauschen. Diese hing in einem mächtigen alten Mahagonischrank, der fast die ganze Breite des Zimmers einnahm.

Als er die Tür öffnete, fiel ihm der Körper eines Mannes entgegen und warf ihn fast um. Er fuhr jäh zurück. Der Körper glitt von ihm ab und stürzte dumpf auf den Boden.

Dick starrte ihn an. Sein Atem setzte aus.

Es war Lew Pheeney, und er war starr und tot.

## 5

Die Mordkommission von Scotland Yard füllte Dick Martins Eßzimmer. Man stand flüsternd beieinander, während der Arzt den Toten im Nebenzimmer untersuchte. Nach einigen Minuten kam er herein.

»Soweit ich bei oberflächlicher Untersuchung feststellen kann, ist der Tod schon vor mehreren Stunden erfolgt, und zwar durch Einwirkung brutaler Gewalt, denn das Genick ist gebrochen.«

Dick erschauerte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Er hatte in dem Zimmer geschlafen – ahnungslos, daß die polierte Tür seines Ankleideschranks ein so schauerliches Geheimnis barg.

»Haben Sie nichts gefunden, was auf einen Kampf hätte schließen lassen?« fragte Sneed.

»Nichts«, erwiderte Dick. »Ich glaube, er muß von hinten erschlagen worden sein. Aber wie der Mörder in die Wohnung eingedrungen ist, das mag Gott wissen.«

In den Abendstunden wurde der Personenaufzug in Dicks Hause von einem jungen Mädchen bedient. Sie hatte niemand hinaufgefahren, nachdem Dick das Haus verlassen hatte.

Alle Räume wurden sorgfältig durchsucht.

»Es gab nur einen Weg für den Mörder«, sagte Sneed, »die Küche!«

Von der Küche führte eine Tür auf einen winzigen Balkon, neben dem sich ein Warenaufzug befand, der unten im Hof mit einer kleinen Winde in Bewegung gesetzt wurde.

»War die Küchentür von innen verriegelt?« erkundigte sich Sneed.

Dick wußte es nicht. Er war nach seiner Rückkehr nicht mehr in der Küche gewesen. Aber seine Wirtschafterin, die leise in ihre Schürze weinte, besann sich, daß sie die Tür am Morgen offen gefunden hatte.

Dick trat auf den Balkon und blickte in den Hof hinab. Die Wohnung lag im dritten Stock, und es gehörte schon die Geschicklichkeit eines Artisten dazu, um an dem dünnen Drahtseil des Aufzugs eine solche Höhe zu erklimmen.

»Er hat Ihnen niemals angedeutet, wer es war, vor dessen Nachstellungen er sich fürchtete?« fragte Sneed, als die Mordkommission sich nach Scotland Yard zurückbegeben hatte.

Dick schüttelte den Kopf.

»Er wagte es nicht, aber auf die Wahrheit seiner Geschichte könnte ich jeden Eid leisten. Ich glaube, daß er wirklich gedingt worden war, um eine Totengruft zu öffnen, und daß der Unbekannte, von dem er den Auftrag hatte, sich schon damals mit Mordabsichten trug.«

Am nächsten Morgen suchte Dick den Anwalt in seinem Büro auf. Havelock hatte bereits den Mordbericht in den Abendzeitungen gelesen.

»Ich fürchte, wir werden Ihre Abreise hinausschieben müssen«, sagte er. »Scotland Yard wird Sie jetzt kaum hergeben.«

Am Nachmittag hielt die Mordkommission eine Konferenz ab, und es wurde beschlossen, Dick nach der Leichenschau die Abreise aus England zu gestatten. Er mußte sich nur verpflichten, mit der Behörde in ständiger Fühlung zu bleiben, damit er gegebenenfalls rechtzeitig zurückkehren konnte, um in der Hauptverhandlung als Zeuge aufzutreten.

Die Leichenschau wurde am Freitag abgehalten und die Verhandlung auf Grund von Dicks Aussagen auf unbestimmte Dauer vertagt. Im Interesse der polizeilichen Nachforschungen gelangte die unheimliche Vorgeschichte des Mordes nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit.

Am Sonnabend mittag um zwölf verließ Dick Martin England.

Alle Zeitungen beschäftigten sich mit der Ermordung Lew Pheeney, und auch Dicks Gedanken kehrten immer wieder dahin zurück. Aber die Reise überschwemmte ihn mit neuen Eindrücken, und die Erinnerung an den Ermordeten verblaßte. Eine andere Erinnerung strahlte indessen um so heller, je weiter er sich von England entfernte. Immer sah er im Geiste zwei graue Augen, die ihn anlächelten, hörte den Klang einer leisen, nek-kenden Stimme.

Er schalt sich einen Toren, daß es ihm nicht gelungen war, ihren Namen in Erfahrung zu bringen. Er hätte ihr dann doch schreiben können. Aber in den letzten Tagen vor seiner Abreise hatten sich die Ereignisse überstürzt. Es war ihm unmöglich gewesen, sie noch einmal aufzusuchen. Ein Brief an die hübsche Dame mit den grauen Augen in der Bellingham-Bibliothek hätte sie vielleicht erreicht. Aber wußte er, ob nicht eine andere junge Dame des Instituts die gleichen Vorzüge hatte?

Da kam ihm in Chikago der rettende Einfall. Er sandte einen Brief an den Leiter der Bibliothek und bat um Aufnahme in seinen Leserkreis. Er nährte leise die Hoffnung, ihr Name werde als Unterschrift auf der Quittung stehen. Erst als er den Brief in den Kasten geworfen hatte, fiel es ihm plötzlich ein, daß ihn die Antwort wahrscheinlich nicht mehr erreichen würde. Auch von Sneed hörte er nichts mehr. Seine einzige Nachrichtenquelle waren die englischen Zeitungen. Danach hatte die Polizei den Schuldigen immer noch nicht gefaßt. Schließlich erlahmte das Interesse der Öffentlichkeit an dem Fall Pheeney, und die spaltenlangen Berichte der ersten Zeit schrumpften zu winzigen Notizen zusammen.

Dick fuhr von Buenos Aires nach Kapstadt und verfehlte den Gesuchten um wenige Tage, erhielt aber zu seiner freudigen Überraschung ein Telegramm von Havelock, das seine Rückkehr forderte. Frohen Herzens belegte er einen Platz an Bord des nächsten fälligen Dampfers.

Er war dem irrlichternden jungen Lord um die halbe Welt gefolgt, ohne seiner habhaft zu werden, und sein Jagdeifer hat-

te sich erheblich abgekühlt. Die Reise nach Madeira dauerte dreizehn Tage, da der Dampfer in verschiedenen Häfen Station machte. Es war für Dick die inhaltloseste und eintönigste Zeit seines Lebens. Aber als das Schiff endlich Madeira anlief, um Kohle aufzunehmen, geschah das Wunder. Kurz vor Abgang des Dampfers kam eine Barkasse längsseits, ein halbes Dutzend Passagiere stieg das Fallreep hinauf – Dick glaubte zu träumen . . .

Sie war es. Kein Zweifel! Er hätte sie unter Tausenden wiedererkannt. Sie sah ihn nicht, und er machte sich ihr auch nicht bemerkbar. Jetzt, wo er sie so nahe wußte, wo sich ihm eine Gelegenheit der Annäherung bot, wie sie ihm in seinen kühnsten Träumen nicht möglich erschienen wäre, hielt ihn eine merkwürdige Scheu zurück. Erst am letzten Reisetag sprach er sie an.

Sie empfing ihn sehr kühl.

»O ja, ich wußte, daß Sie an Bord waren. Ich habe Ihren Namen in der Passagierliste gefunden«, sagte sie.

Die Erregung schlug so hohe Wellen in ihm, daß ihn selbst das belustigte Lächeln in ihren Augen nicht zu kränken vermochte.

»Warum haben Sie mich denn so geflissentlich übersehen?« wollte er wissen.

»Ich dachte, der hohe Herr reise inkognito«, erwiderte sie boshaft. »Übrigens werden wir uns in Zukunft häufiger begegnen, denn Sie sind ja jetzt im glücklichen Besitz einer Leihkarte.«

»Ja, ich glaube, ich habe eine«, räumte Dick verlegen ein.

»Ich weiß es, denn ich selbst habe die Karte ausgestellt«, entgegnete sie prompt.

»Oh, dann sind Sie also –« Er wartete darauf, daß sie ihm helfen sollte.

»Die Dame, die die Karte ausgestellt hat«, sagte sie ernst.

Da konnte er nicht mehr an sich halten. Er fragte geradeheraus: »Und wie heißen Sie, bitte?«

»Sybil Lansdown!«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich!«

»Sie haben meinen Namen auf der Leihkarte gelesen?«

Er nickte.

»Komisch – sie kam als unzustellbar zurück.« Sie kannte keine Gnade.

Da lachte er fröhlich und gab sich geschlagen. Der Kontakt war wiederhergestellt.

Am Abend setzten sie ihre Unterhaltung fort. Einsamkeit und Finsternis waren um sie her. Zuweilen tauchte ein Blinkfeuer auf, das seine silbernen Strahlen warnend durch die Nacht sandte.

»Werden Sie Ihre Reise fortsetzen?« fragte sie ihn.

»Nein, ich bleibe in London. Ich sehne mich förmlich danach. Ich habe in Clargate Gardens eine kleine gemütliche Wohnung. Man kann zwar, wenn man in der Mitte steht und die Arme ausstreckt, die Wände zu beiden Seiten berühren, aber meinen Ansprüchen genügt sie.«

»Da müßten Sie erst unsere Wohnung in der Coram Street sehen!«

»Welche Nummer?« fragte Dick rasch.

»Eine unter vielen«, lächelte sie. »Aber ich muß jetzt hinuntergehen. Es ist spät geworden. Gute Nacht, Mr. Martin!«

Er geleitete sie nicht zur Kajütentreppe, aber er blickte ihr nach, bis sie im Dunkel verschwunden war.

Was mochte sie nach Madeira geführt haben? Sicher gehörte sie nicht zu den Glücklichen, die jedes Jahr den Londoner Nebel mit der Sonne des Südens vertauschen. Sie kam ihm viel hübscher vor, als sie in seinen Vorstellungen gelebt hatte. Sie war von einer bleichen, fast orientalischen Schönheit. Es war wohl die Schrägstellung ihrer grauen Augen, die an den Osten denken ließ. Sie war schlank, aber nicht mager, sondern von jener geschmeidigen Fülle, die jeder Linie ihren Reiz gibt.

Am nächsten Morgen, nach der Landung, wußte es Dick so einzurichten, daß er mit ihr im gleichen Abteil nach London fuhr.

»Freuen Sie sich auf London?« fragte er sie.

Sie unterdrückte einen Seufzer.

»Ich freue mich darauf, daß ich wieder in meiner Muttersprache reden darf. Es war nicht immer leicht, sich auf portugiesisch zu verständigen!«

Er zog erstaunt die Brauen in die Höhe.

»Aber es wird doch in allen Hotels Englisch gesprochen?«

»Das wohl, aber ich habe in keinem Hotel gewohnt, sondern



in einer kleinen Pension in den Bergen, wo man nur Portugiesisch verstand. Aber auch sonst scheint meine Reise zwecklos gewesen zu sein!«

»Nun«, sagte er, »da können wir uns die Hand reichen. Es geht mir genauso.«

Sie lächelte.

»Aber ich komme nicht mit ganz leeren Händen zurück.« Sie nahm eine kleine Schachtel aus ihrer Handtasche heraus, schob den Deckel beiseite und hielt sie ihm geöffnet hin.

Er erblickte einen flachen Schlüssel von seltsamer, bisher nie gesehener Form, der an beiden Seiten gezahnt war.

»Was für ein merkwürdiger Schlüssel!« sagte er. »Und deswegen sind Sie nach Madeira gereist?«

Sie nickte.

»Aber ich hatte mir das Ergebnis meiner Reise natürlich ganz anders vorgestellt. Es ist eine seltsame Geschichte, die auch wieder mit Lord Selford zusammenhängt. Wie sieht übrigens mein Vetter aus?«

»Wie der Kaiser von China. Das heißt, ich kenne sie beide nicht. Ich habe Ihren Vetter nie zu Gesicht bekommen!«

Sie stellte rasch eine Frage nach seinen Erlebnissen, die er beantworten mußte. Dann erst erzählte sie ihm ihre Geschichte.

»Mein Vater hatte früher einmal einen portugiesischen Gärtner namens Silva in Dienst, den er später an Lord Selford empfahl. Nach dem Tode des alten Lords siedelte dieser Silva nach Madeira über. Es mag drei Monate her sein, da erhielt meine Mutter einen Brief von einem Priester, der uns mitteilte, daß Silva auf Madeira gestorben sei. Noch in der Todesstunde habe ihn das Unrecht gequält, das er uns angetan habe. Mit der flehentlichen Bitte um Vergebung seiner Sünden habe er seine Hinterlassenschaft dem Priester anvertraut und sein Versprechen verlangt, sie nur einem Mitglied unserer Familie persönlich auszuhändigen. Weder meine Mutter noch ich konnten daran denken, nach Madeira zu reisen. Dazu fehlten uns die Mittel. Aber mit der nächsten Post traf ein zweiter Brief ein, der in London aufgegeben worden war. Er enthielt hundert Pfund in Banknoten und eine Schiffskarte nach Madeira.«

»Wer war der Absender?« fragte Dick schnell.

»Er war nicht genannt. Aber ich entschloß mich zur Reise. Der alte Priester war sehr froh über mein Kommen. Es war im letzten Monat dreimal in seinem Hause eingebrochen worden, und er brachte die Einbrüche mit dem kleinen Paket in Verbindung, das er von dem Toten übernommen hatte. Natürlich erwartete ich irgend etwas Kostbares, das so viel Mühe lohnte, zumal Silva bei seinen Nachbarn als sehr reicher Mann gegolten hatte. Ich fand aber nur diesen Schlüssel. Meine Enttäuschung können Sie sich vorstellen.«

Dick drehte den Schlüssel nachdenklich hin und her.

»Silva war Gärtner bei Lord Selford, sagten Sie? Merkwürdig! Wo mag er seinen Reichtum herhaben? Hat er etwas Schriftliches hinterlassen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber passen Sie nur auf, es kommt noch merkwürdiger. Ich steckte den Schlüssel in meine Manteltasche. Den Mantel ließ ich im Zimmer hängen. Das war ein Glück für mich. Denn als ich ins Freie trat, stürzte ein Mann auf mich zu und riß mir die Handtasche fort. Als Leute auf meinen Hilferuf herbeieilten, war er schon verschwunden. Die Tasche enthielt nichts von besonderem Wert, mein Geld und meinen Paß hatte ich deponiert; aber die Einbrüche bei dem Priester kamen mir in den Sinn, und von nun an hatte ich keine rechte Ruhe mehr. Sobald ich an Bord des Schiffes war, hinterlegte ich den Schlüssel beim Zahlmeister.«

»Und man hat Sie in Frieden gelassen?«

Sie lachte leise.

»Zweimal sind meine Koffer durchwühlt worden, und einmal lagen meine sämtlichen Betten auf dem Boden. Aber man muß wohl dankbar sein, daß nichts Schlimmeres passiert ist.«

»Allerdings«, sagte Dick und zog den Atem langsam und tief ein. Er sah sich den Schlüssel noch einmal an. Dann fragte er beiläufig: »Coram Street Nummer . . .?«

Sie nannte sie ihm, und dann erst fiel ihr ein, daß sie die Nummer eigentlich vor ihm verheimlichen wollte.

Er gab ihr die geschlossene Schachtel zurück.

»Können Sie sich auf all das einen Vers machen?« fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

»Nein«, gab er zu, »ich müßte erst das Schloß sehen, in das dieser Schlüssel hineinpaßt.«

Der Zug lief in die Halle der Waterloo Station ein. Sie war gekränkt, als Dick nur oberflächlich von ihr Abschied nahm und im Gewühl der Reisenden verschwand.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie ihr Gepäck hatte. Ein Dienstmann besorgte ihr ein Auto. Sie hatte eben die Börse gezogen, als ein Mann sie streifte, während zu gleicher Zeit ein zweiter sie anrannte. Im doppelten Anprall verlor sie die Handtasche. Noch bevor sie sich danach bücken konnte, hatte ein dritter sie blitzschnell aufgehoben und einem Kumpan zugeworfen, der hinter ihm stand. Der Dieb wandte sich zur Flucht, aber eine Hand packte ihn am Kragen und schleuderte ihn herum, und als seine Hände zur Verteidigung hochflogen, fuhr ihm eine stählerne Faust unter die Kinnlade und warf ihn zu Boden.

»Warte, Bürschchen, ich werde dich lehren, lange Finger zu machen!« sagte Dick Martin.

## 7

Es war zehn Uhr und ein klarer Aprilmorgen, als Dick Martin in Havelocks Privatbüro trat. Der Rechtsanwalt beendete gerade ein Diktat. Er begrüßte seinen Gast mit einem Lächeln und wies ihm mit einem Kopfnicken einen Stuhl an.

Als die Stenotypistin das Zimmer verlassen hatte, erhob er sich und stopfte seine Pfeife.

»Sie haben ihn also nicht zu Gesicht bekommen?« fragte er.

»Leider nicht! Ich saß zwar dauernd auf der Bahn oder im Auto, aber er muß auf einer Lichtwelle gereist sein. Ich kam zum Beispiel am Nachmittag in Rio an, er hatte es am Morgen verlassen. In Kapstadt hatte er einen Vorsprung von drei Tagen. Vielleicht hätte ich ihn in Beira gefaßt. Da kam Ihr Telegramm und rief mich nach Hause.«

Havelock nickte bedächtig. Dann drückte er auf eine Klingel, und seine Sekretärin erschien.

»Geben Sie mir die Personalakten ›Selford‹ – die laufenden, bitte!« sagte er und wartete schweigend, bis sie zurückkehrte und ihm einen blauen Aktendeckel gab. Er schlug ihn auf und reichte ihn seinem Besucher. Dick fand an der geöffneten Stelle ein Telegramm aus Kapstadt. Er las:

Havelock. London. Verbiete weitere Verfolgung durch Detektiv. Vollmacht bereits unterwegs. Eintreffen London August. Pierce

Das Telegramm war drei Tage vor Dicks Ankunft in Kapstadt aufgegeben worden.

»Sie sehen, es blieb mir nichts anderes übrig, als Sie zurückzurufen«, sagte Havelock achselzuckend. »Haben Sie sonst irgend etwas über ihn in Erfahrung gebracht?«

Dick lachte in sich hinein.

»Dazu hielt er sich nirgends lange genug auf. Ich habe mit Hotelportiers und Oberkellnern gesprochen, aber keinem war er besonders aufgefallen. Er erreichte Kapstadt an dem Tage, als der neue englische Generalgouverneur seinen Einzug hielt.«

»Nun«, sagte Havelock nach einer Pause, »und weiter?«

»Nichts weiter«, erwiderte Dick, »es fiel mir nur eben so ein.« Eine neue Pause entstand.

»Was vermuten Sie hinter dieser ganzen Geheimniskrämerei?« fragte Dick endlich den Anwalt.

Havelock zog die Lippen zusammen.

»Nichts Bestimmtes«, gestand er. »Im schlimmsten Fall eine Ehefrau, mit der er sich in England nicht zeigen kann.«

Dick strich sich gedankenvoll über das Kinn.

»Haben Sie Briefe von ihm?«

Havelock nickte.

»Darf ich sie sehen?«

»Bitte«, erwiderte Havelock und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Aktendeckel, den Dick noch immer in der Hand hielt.

Dick begann darin zu blättern.

Da waren Telegramme aus allen Teilen der Welt, hingeworfene Anweisungen, lange und kurze Briefe, handgeschrieben und in die Maschine diktiert.

»Es ist die Korrespondenz des letzten Jahres. Der gesamte Briefwechsel füllt zwei Fächer meines Aktenschanks aus!«

»Und Sie erkennen bestimmt in jedem Brief seine Handschrift wieder?«

»Selbstverständlich – ein Zweifel dieser Art ist mir nie gekommen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Briefe gefälscht sind!«

Dick reichte ihm die Mappe zurück.

»Es tut mir leid, Mr. Havelock, daß ich so wenig Erfolg hatte. Aber ich glaube, man fängt eine Schwalbe eher als diesen jungen Lord. Über einen Punkt glaube ich Sie indessen beruhigen zu können. Eine Frau steckt diesmal bestimmt nicht dahinter. Er war allein in New York und allein in San Franzisko. Er landete in Shanghai ohne weiblichen Anhang, und in ganz Indien gesellte sich niemals eine Frau zu ihm. Wenn es sich irgend möglich machen läßt, bringen Sie mich bitte im August mit ihm zusammen!«

»Gern«, lächelte Havelock grimmig, »das heißt, wenn ich ihn lange genug festhalten kann!«

Dick verabschiedete sich und schlug gedankenvoll den Heimweg ein. In seiner Tasche trug er einen Scheck über einen sehr ansehnlichen Betrag als Honorar für seine Dienste, in seinem Kopf wälzte er ein Problem, das ihm zu schaffen machte. Heimgekommen, setzte er sich an den Schreibtisch, starrte auf die Platte, als stünde dort eine mathematische Aufgabe, und zerwühlte sich das Haar mit den Fingern. Nach einer halben Stunde eifrigen Grübelns glich seine Frisur dem Schopf eines Papuanegers, aber der Lösung seines Problems war er nicht um einen Schritt näher gekommen.

Er hatte alle Koffer ausgepackt bis auf einen, und dessen Inhalt leerte er jetzt auf den Schreibtisch. Eine Flut von Papieren ergoß sich. Da waren Notizblätter, Quittungen, Hotelrechnungen, Zeitungsabschnitte, und da war auch ein Bogen Löschpapier, den er mit beiden Händen aufhob und gegen das Licht hielt. Deutlich war jetzt der Abdruck einer Adresse darauf zu erkennen: Mr. Bertram Cody, Weald House, South Weald, Sussex.

Er hatte dieses Löschblatt auf dem Schreibtisch des Privat-  
salons gefunden, den der rastlose junge Lord achtundvierzig  
Stunden vor seiner Ankunft in Buenos Aires bewohnt hatte.  
Nach seiner Abreise hatte der Raum unbenutzt gestanden, bis  
Dick ihn sich vom Geschäftsführer des Hotels zeigen ließ.

Dick schloß das Löschblatt sorgfältig ein. Dann ging er in sein  
Schlafzimmer und stellte sich vor den Spiegel.

»Und du willst Detektiv sein, Dick Martin?« fragte er sein  
Spiegelbild. »Ein Hammel bist du, mein Lieber!«

Er verbrachte den Rest des Tages mit dem Einstudieren eines  
Kartentricks, den er unterwegs gelernt hatte. Man mußte es beim  
Geben der Karten so einrichten, daß die Deckkarte von oben  
verschwand und die neunte im Spiel wurde. Mit einer Stoppuhr  
übte er den Trick, bis die Unterschiebung in einer fünfzehntel  
Sekunde gelang. Er erhob sich befriedigt, um sein Auto aus der  
Garage zu holen.

8

»Führe ihn herein«, sagte Bertram Cody.

Er war ein kleiner, glatzköpfiger Herr mit einer sanften Stimme.

Umständlich schob er die goldene Brille auf die Nase und  
buchstabierte die Visitenkarte:

Mr. John Rendle  
194, Collins Street, Melbourne.

Der Name sagte ihm nichts. Er hatte einen Rendle in vergan-  
genen Jahren gekannt, einen sehr achtbaren Teehändler, aber die  
Bekanntschaft war so flüchtig gewesen, daß es sich um diesen  
Herrn kaum handeln konnte.

Er blätterte in einem kleinen Notizbuch, als der Besuch ge-  
meldet wurde. Das Buch war in rotes Saffianleder gebunden und  
enthielt außer dem Notizpapier ein Fach für Briefmarken und  
ein zweites größeres für Banknoten. Als der Fremde über die  
Schwelle schritt, schob er das Buch unter einen Haufen Papiere.

»Mr. Rendle«, meldete die rauhe Stimme einer Frau, und aus

dem Dunkel des in tiefe Schatten getauchten Raumes trat ein hochgewachsener junger Mann, der nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Teehändler hatte.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Bertram Cody freundlich. »Und entschuldigen Sie das Halbdunkel, in dem ich lebe. Jedes hellere Licht tut meinen Augen weh. Diese Tischlampe, die ich sogar noch verhängt habe, erfüllt ihren Zweck in angemessener Weise, wenn sie auch meinen Besuchern zuweilen nicht genügt.

John Rendle tastete nach einem Stuhl und ließ sich vorsichtig nieder.

»Es tut mir leid, daß ich Sie zu so später Stunde stören muß, aber ich bin erst gestern aus Australien gekommen, und ich muß morgen schon wieder fort.«

»Und Sie wünschen?«

»Bitte, lassen Sie mich der Reihe nach erklären. Ich bin nämlich der Besitzer einer kleinen Farm in der Nähe von Ten Mile Station.« Er hielt inne und fuhr dann langsam fort: »Sie sind mein nächster Nachbar!«

Cody nickte. Sein ganzes Kapital war in überseeischen Besitzungen angelegt.

»Ich habe Grund zu der Annahme, daß eine Goldader durch unsere Ländereien geht«, fuhr Rendle fort. »Die Entdeckung gelang mir vor etwa einem Jahr. Ich wollte damit jedoch nicht an die Öffentlichkeit treten, bevor ich nicht ganz sicher war.«

Er erging sich nun in metallurgischen Betrachtungen, zu denen Cody von Zeit zu Zeit mit dem Kopf nickte. Schließlich setzte er seine Erläuterungen an Hand einer Karte fort, die er auf dem Schreibtisch entfaltete.

Als er seinen Vortrag beendet hatte, sagte Cody:

»Der Goldfund war mir bereits bekannt, Mr. . . . äh . . . hm . . . Rendle, so daß Ihre Befürchtung, mein Agent könnte sie mir verschwiegen haben, nicht zutrifft. Gold ist allerdings vorhanden, aber nicht in solchen Mengen, daß sich die Ausbeute lohnte. Die Sache wurde zuerst von der Presse aufgebauscht. Sie haben das wohl nicht gelesen? Sie schwammen da noch . . . hm . . . auf dem Ozean? Aber trotzdem bin ich Ihnen dankbar. Ihre Liebenswürdigkeit und Uneigennützigkeit beschämt mich!«

»Sie haben Ihre Besitzung von Lord Selford gekauft«, warf der Besucher hin, die Schmeichelei überhörend.

Bertram Cody zuckte unwillkürlich mit den Wimpern, als blendete ihn ein Licht.

»Nicht von ihm direkt, sondern von seinen . . . hm . . . Agenten, einer hiesigen Anwaltsfirma. Der Name ist mir entfallen. Seine Lordschaft ist ständig auf Reisen. Sehr schwer zu fassen! Schlüpfrig wie ein Aal!« Er machte eine Bewegung mit den Händen, als griffe er nach einem Phantom. »Dieser junge Mann ist ein Romantiker des Schienenstrangs, der Schiffsschraube. Seine Agenten hören von ihm aus Afrika. Der nächste Brief ist in den . . . hm . . . Pampas geschrieben. Sie schicken ihm Geld nach China, an den Südpol, Gott weiß, wohin. Er führt ein abwechslungsreiches Leben, aber entschieden entnervend für seine Verwandten – wenn er welche hat. Ich weiß es nicht sicher.«

Er schüttelte traurig den Kopf. Dann fuhr er auf, als würde er sich jetzt erst bewußt, daß seine sorgenvollen Betrachtungen einen Zuhörer hatten, und im selben Augenblick reichte er seinem Gast verabschiedend die Hände.

»Ich danke Ihnen für Ihr Kommen«, hauchte er, und Mr. Rendle fand seine eigene Hand plötzlich von zwei sanften warmen Handflächen umschlossen. »Das Leben scheint einem gleich lichter, wenn man solche Selbstlosigkeit spürt.«

»Stehen Sie selbst mit ihm in Verbindung?« fragte der Besucher, dessen Gedanken offenbar noch immer bei dem seltsamen jungen Lord weilten.

»Mit wem . . . äh, Sie meinen mit Lord Selford? Wie käme ich dazu? Er hat wahrscheinlich gar keine Ahnung von meiner Existenz!«

Er faßte seinen Gast am Arm und schritt mit ihm zur Tür.

»Haben Sie ein Auto? Ja? Das ist ja famos! Es sieht draußen nach Regen aus, und es ist spät. Halb elf, nicht wahr? Kommen Sie gut nach Hause!«

Er stand auf der überdachten Terrasse und blickte dem Auto nach, bis das Schlußlicht hinter einer Gruppe von Rhododendronbüschen verschwunden war. Dann kehrte er in die Halle zurück.



Die Frau im schwarzen Seidenkleid, von der Rendle geglaubt hatte, sie sei Codys Haushälterin, kam ihrem Gatten entgegen. In ihren groben Zügen lag gefühllose Härte. Zusammen gingen sie ins Zimmer hinein.

»Wer war das?« fragte sie. Ihre keifende Stimme hatte einen verdrießlichen Ton.

Bertram Cody nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz und lächelte beglückt, als er in die Kissen des üppig gepolsterten Sessels sank.

»Wer das war? Dick Martin – ein Detektiv!«

Mrs. Cody erbleichte.

»Detektiv! Und das sagst du so seelenruhig, Bertie? Was wollte er von uns?« Ihre brillantgeschmückte Hand, mit der sie sich an den Hals faßte, zitterte.

»Schnüffeln wollte er«, entgegnete Cody. »Er ist verteufelt geschickt. Aber es nutzte ihm alles nichts. Ich erkannte ihn. Ich besitze mindestens drei Fotografien von ihm. Was mag ihn hergeführt haben? Ich wundere mich – wirklich, ich wundere mich!«

Er schob seine Hand unter die Papiere und suchte nach dem kleinen Notizbuch, das er vorhin dort verborgen hatte. Plötzlich wurde sein Gesicht kreidebleich.

»Es ist fort!« schrie er. »Das Buch ist fort! Und der Schlüssel! Großer Gott – der Schlüssel!«

Er taumelte wie ein Betrunkener auf die Füße; Entsetzen lag in seinem Blick.

»Es muß geschehen sein, als er mir die Landkarte zeigte«, stammelte er, heiser vor Erregung. »Ich hatte ganz vergessen, daß er es mit jedem Dieb an Geschicklichkeit aufnimmt. Teufel nochmal! Mach doch die Tür zu! Ich muß telefonieren!«



Edgar Wallace

**Die Tür mit den sieben Schlössern/Die Bande des Schreckens/Der Doppelgänger**

Drei Romane in einem Band

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55506-2

Portobello

Erscheinungstermin: Januar 2007

Zum 75. Todestag von Edgar Wallace – seine besten Krimis in neuer Ausstattung

Dick Martin, Kriminalbeamter bei Scotland Yard, öffnete die Tür seines Kleiderschranks. Er erschrak nicht wenig, als ihm der Körper eines Mannes entgegenfiel. Dick fuhr jäh zurück: Es war Lew Pheeney, und der war starr und tot. Kannte Lew das Geheimnis der Tür mit den sieben Schlössern? Mußte er deshalb sterben?